

rung der kulturellen Freiheit, für „die freie Wahl der Weltanschauung“ einsetzen. Die Mitarbeit am Aufbau des Sozialismus wird an die Bedingung geknüpft, daß der Weg von 1956 beibehalten wird. Die Gruppe will sich nicht als katholische Partei betrachtet wissen, „nicht nur, weil es in Polen keine Bedingungen für die Entstehung einer solchen Partei gibt, sondern weil der Katholizismus nach unserer Überzeugung nicht unter die politischen Standpunkte gerechnet werden kann“. Die kirchliche Doktrin sei „überpolitisch“. Die Gruppe wolle das Verständnis der Hierarchie suchen, aber nicht von der Autorität der Kirche gedeckt werden. Sie halte aber den Kontakt zwischen der Regierung und der Hierarchie für außerordentlich notwendig. Sie halte die geschichtliche Wende von 1945 für nicht mehr umkehrbar, sei aber der Meinung, daß eine

gedeihliche Entwicklung des neuen Schicksals davon abhängt, daß der Kommunismus den Widerstand der gläubigen Katholiken durch einen „polnischen Weg“ gegenstandslos macht, wenn es vorwärtsgehen soll.

Am Schluß dieses Berichtes kann nicht verschwiegen werden, daß alle Polen in bezug auf das Verhältnis zu Deutschland einer Meinung sind. Kardinal Wyszynski hat das im vergangenen Jahr besonders bei der Feier des Patroziniums des Domes in Frauenburg am Feste Mariä Himmelfahrt ausgesprochen („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 16. 8. 61; vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 122). Vom religiösen Standpunkt wird der Verzicht auf die ostdeutschen Gebiete von uns deutschen Katholiken als Ausdruck der Sühne und der Liebe erwartet. Er würde nicht ohne Folgen für das politische Klima bleiben.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Soziale und religiöse Krise im französischen Bauerntum

Auf den folgenden Seiten, die wieder von einer Untersuchung der Internationalen Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES) berichten sollen (vgl. die früheren Berichte der Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 443; 15. Jhg., S. 280, 323 und 375), werden einige Tatsachen und Beobachtungen wiedergegeben, die das religiöse und kirchliche Leben in einer bäuerlichen Gegend Frankreichs veranschaulichen. Die Studie trägt die Überschrift: „Crise d'une société agricole traditionnelle et pratique religieuse“. Sie enthält die Ergebnisse einer Enquete in zwei Bezirken des Département Puy-de-Dôme unter Leitung der Soziologen Mendras, Mallet, Jollivet und Duroussy.

Wahrscheinlich ist es überflüssig, doch gebietet die Vorsicht, zu bemerken, daß die deprimierenden Eindrücke dieses Berichts nicht für das ganze französische Bauerntum und noch weniger für ganz Frankreich gelten. Sooft man auch hört, Frankreich sei heute noch ein Bauernland, in Wirklichkeit ist kaum mehr der vierte Teil der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt. Und die bäuerliche Bevölkerung zeigt weder sozial noch religiös nur ein einziges Gesicht. Abbé Boulard hat in seinem grundlegenden Werk über die „Missionsprobleme des ländlichen Frankreich“ zwischen homogen christlichen, im Kern christlichen und im Kern entchristlichten Gemeinden unterschieden und diese Unterscheidung mit gewissen Einschränkungen auch auf die Landschaften Frankreichs übertragen. Nun, dann haben wir es in dieser Untersuchung wohl mit einer Gegend und mit Gemeinden der dritten Gruppe zu tun. Es sind außerdem auch nur wenige Gemeinden, die bei dieser Gelegenheit erforscht wurden, dafür allerdings sehr gründlich, und überdies versichern die Gewährsmänner, daß diese Gemeinden eine Struktur haben, die für ihresgleichen typisch ist.

Die Studie faßt die Ergebnisse zweier verschiedener Erhebungen zusammen, von denen jede in einem andern Bezirk derselben Gegend stattfand. Sie unterscheiden sich auch methodisch; die eine befaßt sich mehr mit den wirtschaftlichen, die andere mehr mit den religiösen Faktoren des bäuerlichen Lebens. Aber da es sich beidemal um ungefähr die gleiche soziale Situation handelt, führt dieser

Unterschied zu einer glücklichen Ergänzung. Beide Untersuchungen werfen von verschiedenen Seiten Licht auf die Zusammenhänge zwischen den ökonomischen und den religiösen Verhältnissen. Darin liegt denn auch hauptsächlich der instruktive Wert dieser Arbeiten, daß sie die Interdependenz zwischen diesen beiden Aspekten und Kräften sozialer Integration an Beispielen sichtbar machen. Daneben findet man charakteristische Zugbäuerlicher Mentalität und Religiosität von neuem eine empirische Bestätigung und Deutung. So rechtfertigt sich wohl unser Bericht über diese soziographische Untersuchung trotz ihres kleinen Feldes. Er kommt überdies im rechten Augenblick.

Durch die wiederholten Demonstrationen der Bauern seit Juni 1961, die von der Bretagne ihren Ausgang nahmen und auf andere Gegenden übergriffen, sowie durch die beschwichtigende Haltung der Regierung, in der die Berechtigung der Sorgen der Bauern anerkannt wird (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 10 ff.), ist die Öffentlichkeit darauf aufmerksam geworden, daß eine weitere Krise das soziale Gefüge Frankreichs bedroht. Es handelt sich nicht nur um vorübergehende Schwierigkeiten wirtschaftlicher Art und noch viel weniger bloß um eine laute Bekundung bäuerlicher Mißstimmungen, sondern um die Zukunft des französischen Bauernstandes, wenn zwar auch nicht seiner gesamten Existenz, so doch seines sozialen Gewichts. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in Frankreich ist von 3,8 Millionen im Jahre 1928 auf 2,26 Millionen im Jahre 1954 und auf 1,8 Millionen im gegenwärtigen Augenblick zurückgegangen, und ein weiteres Drittel von diesen Betrieben scheint dem Untergang geweiht. Es handelt sich in der Mehrzahl der Fälle wirklich um einen Untergang. Die bisherigen Besitzer verlassen ihren Hof, und das Land verödet. Niemand interessiert sich für die herrenlosen Felder. Es ist kennzeichnend für die hoffnungslose Stimmung, daß nicht einmal die Nachbarn solche Gelegenheiten benutzen, um ihr Grundstück zu vergrößern, obwohl 55,8% der Betriebe weniger als 10 ha Land haben. Aber das Einkommen der Bauern ist seit 1948 nur um 25% gestiegen bei einer durchschnittlichen Steigerung von 45%. Nur 12% des Nationaleinkommens kommen auf die landwirtschaftliche Bevölkerung, die noch 22% der Gesamtbevölkerung ausmacht. Das hat eine fatale Wirkung auf den landwirt-

schaftlichen Arbeitsmarkt, und es nimmt nicht wunder, zu hören, daß 42,7% aller selbständigen Bauern über 56 Jahre alt sind. Die Jüngeren wandern immer mehr zur Industrie ab. In jedem Jahr verliert das angestammte Bauerntum etwa 100000 vollwertige oder heranwachsende Arbeitskräfte. Diese wenigen Zahlen (vgl. „Témoignage chrétien“, 23. 6. 61) geben den Rahmen für das Bild, das in den folgenden Erhebungen gezeichnet wird.

Erste Untersuchung

Die erste der beiden Untersuchungen wurde im Hauptort und in zwei weiteren Gemeinden des Kantons — so nennt man die Bezirke innerhalb eines Landkreises — Saint-Gervais im Bergland der Auvergne durchgeführt. Bei der Auswahl der Testpersonen und -betriebe wurde nicht das reine Zufallsprinzip angewendet, sondern eine Anzahl der fortschrittlichsten Bauern bewußt berücksichtigt, so daß aus den Antworten vernünftige Überlegung und nicht die Stimme der Verzweiflung spricht.

Land und Wirtschaft

Die Gemeinden liegen in etwa 700 m Höhe. Der Boden bietet für die landwirtschaftliche Nutzung die Schwierigkeiten starker Erosion, also eine geringe Dichte und unregelmäßige Tiefe des Pflugbettes sowie eine schwache Kapazität im Aufnehmen von Wasser. Wegen seiner Säure und Armseligkeit braucht er kräftige Düngung. Doch ist er verhältnismäßig leicht zu bearbeiten.

Ökologisch betrachtet, wird die Gegend durch ihre Isolierung gekennzeichnet. Nähert man sich ihr von außen, etwa von Limoges her oder vom Bourbonnais, dann hat man das Gefühl, in ein rauhes und nur schwer zugängliches Massiv einzudringen. Aber auch im Innern ist die Bevölkerung über kleine Weiler hin verstreut, die oft weit auseinander liegen. Der Kanton Saint-Gervais umfaßt zehn Gemeinden. Sein Hauptort zählt 1854 Einwohner, die nächstgrößte Gemeinde etwas mehr als 1000, die kleinste 250. Die 3750 Einwohner der hier dargestellten drei Gemeinden verteilen sich, wenn man von dem Hauptort absieht, auf 158 Weiler, von denen keiner mehr als 50 Einwohner zählt, aber 135 weniger als 25, sieben weniger als 10. Diese Weiler sind wegen der schlechten Wege nur schwer zu erreichen. Das Landschaftsbild wird von verwilderten Hecken beherrscht. Die Wasserversorgung ist unzureichend. Die einzelnen Parzellen haben eine Größe von durchschnittlich 1 ha, was von zwei Dritteln der Befragten als befriedigend angesehen wird. Da sie aber meist nicht zusammenhängen, wird viel Zeit auf Wegen vertan.

Ungefähr ein Viertel des Bodens lag schon im Jahre 1954 brach, teils als Ödland und Heide, teils als Gebüsch und Wildwald. Der Anteil des Brachlandes steigt, da ganze Höfe oder auch einzelne Parzellen von ihren Eigentümern aufgegeben werden. Dennoch kann man von einem Fortschritt der Landwirtschaft sprechen, insofern als die rein von der Gewohnheit bestimmten Polykulturen zielbewußter auf Viehwirtschaft umgestellt werden. Zahlreiche Bauern geben sich Mühe um die Pflege der Grünflächen, die Verbesserung im Anbau der übrigen Futtermittel, um Fruchtfolge und Düngung. Aber diese Bemühungen sind unzusammenhängend und ungenügend; es fehlt sowohl an technischer und wirtschaftlicher Beratung als auch an Arbeitskräften und an Kapital. Besonders auffallend ist die wissenschaftlich unzureichende Dün-

gungsweise und der Mangel an züchterischen Bemühungen um eine bessere Qualität der Tiere. Die maschinelle Ausrüstung der Betriebe ist, abgesehen von Traktoren, armselig, aber hinsichtlich ihrer Rentabilität auch sehr problematisch. Sehr bald ist der Punkt erreicht, an dem das investierte Kapital im Verhältnis zu Betriebsgröße und -art zu hoch würde. Zuvor müßte, vor allem durch eine erhebliche Steigerung der Ausgaben für Düngung, eine höhere Bodenergiebigkeit erreicht werden, und darin liegt ein *Circulus vitiosus*.

Die Einnahmen der 44 untersuchten Betriebe kommen zu etwa vier Fünfteln aus animalischen Produkten. Aber auch diese Produktion ist bescheiden. Geflügel und Schweinefleisch werden nur für den Eigenverbrauch erzeugt, und insgesamt beläuft sich der Eigenverbrauch auf ein Drittel der tierischen Produktion. An Ertragszahlen werden genannt 1500 Liter Milch jährlich pro Kuh, 12 bis 15 Zentner Getreide, 60 Zentner Kartoffeln pro ha. Der einzige Hoffnung versprechende Weg zu einer nachhaltigen Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse scheint in der Erhöhung der Betriebsgrößen zu liegen. In dem weiteren Umkreis des Gebietes, auf das diese Untersuchung sich bezog, haben zwei Drittel der Betriebe weniger als 15 ha Land, ein Viertel hat 15 bis 30 ha, nur ein Zehntel mehr als 30 ha. Selbst in den größten beträgt der Anteil der fremden Arbeitskräfte nur etwa 10%. Das Familieneinkommen ist sehr genau untersucht worden. Es betrug pro Kopf der im Haushalt lebenden Familienmitglieder in einem Betrieb weniger als 1000 NF, in elf Betrieben weniger als 2000 NF, in 17 Betrieben weniger als 3000 NF. Nur in 13 Betrieben wurde diese Grenze überschritten. In den besten Fällen erreichten die Einkünfte pro erwachsene, im Haushalt lebende Person kaum 7500 NF.

Die Bevölkerung

Die Geburtenrate in dieser Region war nie sehr hoch. Seit Anfang unseres Jahrhunderts lag sie bei 20 pro Tausend, eine Ziffer, die angesichts der dauernden Abwanderung den Rückgang der Bevölkerung nicht aufzuhalten vermochte. Von diesem Rückgang ist ausschließlich das bäuerliche Element betroffen. Im Marktflecken Saint-Gervais stieg die Einwohnerzahl zwischen 1931 und 1954 von 970 auf 1037; in den Weilern dagegen fiel sie von 1045 auf 817, mithin um 20%!

Von der Gesamtbevölkerung von 3710 Personen waren 34% in der Landwirtschaft, 16% anderweitig erwerbstätig. Der Anteil der Landwirte geht absolut und relativ zurück. Zudem zeigt sich unter der landwirtschaftlichen Erwerbsbevölkerung eine unnormale Zusammensetzung der häuslichen Gruppen, besonders im Altersaufbau und in der Tatsache übermäßig vieler lediger Personen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Bauernhöfen erlauben nämlich oft zum rechten Zeitpunkt keine Heirat des Erben. Eltern wohnen zusammen mit erwachsenen unverheirateten Kindern, nach dem Tode der Eltern bleibt es beim Zusammenleben der ledigen Geschwister, und schließlich gehen die Höfe mangels Erben ein. Etwa fünfzig Höfe in diesen paar Gemeinden sind aus diesem soziologischen Grunde vom Untergang bedroht!

Der Marktflecken Saint-Gervais

Mehr als die Bauerngemeinden behauptet sich der Marktflecken Saint-Gervais sowohl in seiner Bevölkerungszahl als auch in seinem wirtschaftlichen Dasein. Mancher Hand-

werksbetrieb und manches Geschäft verschwinden. So gibt es statt dreier Schuhmacher heute nur noch einen, und auch der lebt hauptsächlich vom Schuhverkauf; die ehemaligen Küfer sind zu Weinhändlern oder Cafésbesitzern geworden; manche Einzelhandelsgeschäfte oder Krämerläden sind durch Filialen größerer Betriebe verdrängt worden; aber im ganzen blühen Handel und Wandel nicht weniger als früher. Sie haben verstanden, sich anzupassen. An die Stelle des einstmals blühenden Marktes sind die herumreisenden Auf- und Verkäufer getreten, die die Bauern auf ihren Gehöften besuchen. Durch diese Beweglichkeit ist der wirtschaftliche Einzugsraum des Fleckens größer geworden, wenn er auch anderseits stärker die Konkurrenz von außen zu spüren bekommt. Für die Bauern bedeutet diese Konkurrenz zwar, daß die Einkaufspreise für manche Bedarfswaren billiger geworden sind, aber auch, daß die Qualität der Waren, die der Bauer anzubieten hat, schärfer gemustert wird. Infolge ihrer Isolierung und des schlecht entwickelten Genossenschaftswesens sind die Bauern gegenüber den beweglichen Händlern die Schwächeren am Markt. Die Geschäftsleute in Saint-Gervais wären sehr an der Begründung einer Fabrik interessiert; denn die Fabrikarbeiter gelten als die besseren Konsumenten im Vergleich zu den Bauern. Zwar gibt es am Ort und in der Umgebung zahlreiche Bewohner, die auswärts der Fabrikarbeit nachgehen. Aber damit geht natürlich auch ein beträchtlicher Teil ihrer Konsumkraft den örtlichen Geschäften verloren. Für die Geschäfte, die mit technischen Waren handeln, ist es bezeichnend, daß der Reparatur- und Kundendienst nicht Schritt hält, namentlich bei den älteren Geschäftsleuten. Die Begründung einer Industrie an Ort und Stelle und die Vervollkommnung des Pendlerverkehrs würden die Landwirtschaft natürlich noch mehr ins Hintertreffen bringen. Sie würden zunächst noch mehr Arbeitskräfte abziehen und über kurz oder lang das Land auch vollends entvölkern. Den Bauern, die an ihrer Scholle festhalten, kommt die Sinnlosigkeit ihres Bemühens immer mehr zu Bewußtsein.

Die Mentalität der Bauern

Was die Zukunft ihres Standes angeht, äußerten sich 58 der Befragten pessimistisch; nur neun hofften auf bessere Zeiten, und diese nur schwach. Motiv für diese Urteile war, wie die Enquete annimmt, mehr noch als die persönliche Lage der „umgehende Pessimismus“. „Eine elende Existenz, die man gewohnt ist, wäre erträglich, wenn sie nicht durch den umgehenden Pessimismus verdoppelt würde.“ Es sind ungefähr 75 %, die diesem Pessimismus verfallen, wenn auch in der gemilderten Form des „Ja . . ., aber“.

Die finanzielle Krise wird am stärksten empfunden. Die Preise erscheinen als das Allheilmittel. Andernfalls fassen 32 unter 76 befragten Bauern die Aufgabe ihres Betriebes ins Auge, 10 sehen keine Lösung, die übrigen wollen die Dinge auf sich zukommen lassen, nur 6 befassen sich mit dem Gedanken einer ökonomischen Anpassung. Die Aussagen klangen in der Mehrzahl fatalistisch, nicht revolutionär, wenn es auch nicht an Kritik gegenüber Staat und Gemeinden fehlte. Der Gedanke, daß eine durchgreifende Verbesserung der Produktions- und Rentabilitätsverhältnisse möglich sei, trat aber nicht ernsthaft in Erscheinung. Besonders wirkt es konsternierend, daß kaum einer von den befragten Bauern sich mehr Land wünscht. „Es ist erstaunlich, daß der Boden in den

Meinungen der Landwirte nur eine so geringe Rolle spielt.“

Es gibt kein besseres Beispiel für die ökonomische Ratlosigkeit der Bauern als ihre Einstellung zur Anschaffung eines Traktors: „Die zahlreichen Anschaffungen von Traktoren erklären sich nicht aus der Logik rentabler Investitionen. Der Traktor wird verwendet um den Bearbeiter des Bodens zufriedenzustellen; bald ersetzt er die fehlenden Arbeitskräfte, bald ist er die vom Sohn oder Schwiegersohn für das Verbleiben auf dem Hof gestellte Bedingung.“ „...Der Traktor erscheint so als ein Mittel, die traditionelle Landwirtschaft zu restaurieren.“ Er steht in keiner Beziehung zu der Sorge, einen Betrieb aufzubauen, der für die folgende Generation lebensfähig sein könnte; er ist eine Form der Flucht aus der Wirklichkeit in eine Euphorie.

Auch das Verhältnis der Generationen ist von Mißstimmung erfüllt und steht im Zeichen der Ratlosigkeit. Etwa die Hälfte der Befragten, die Söhne haben, möchten gern einen von ihnen als Nachfolger auf ihrem Hof sehen. Nur wenige sprachen sich entschieden dagegen aus, daß eines ihrer Kinder auf dem Lande bleibe; eine größere Zahl erklärte, sich jeder Einflußnahme enthalten zu wollen. Auch unter den potentiellen Erben sind die Meinungen so geteilt, daß nur etwa jeder dritte Bauer die Hoffnung hat, er werde seinen Hof vererben können. Wo Töchter als Erbinen in Frage kommen, ist die Hoffnung noch mehr gedrückt. Die Bauern betrachten es als ein Opfer, das ihre Tochter bringen müßte, wenn sie das Erbe anträte, und sie neigen dazu, dann lieber ihren Hof zu opfern. Ihre Einstellung ist voller Widersprüche. Sosehr sie an ihren Höfen hängen und sie erhalten sehen möchten, so schwer machen sie durch ihre konservative und indolente Haltung den Jungen das Leben, so wenig tun sie zu ihrer Ermutigung und sorgen sie durch die Umstellung ihrer Wirtschaftsmethoden für die realen Voraussetzungen einer besseren Zukunft.

Die Verdünnung der sozialen Kontakte, die sich aus der Entvölkerung und aus der allgemeinen düsteren Stimmung ergibt, entkräftet einen für das bäuerliche Leben entscheidend wichtigen Faktor: die Nachbarschaftsbeziehungen. Man sieht einen nach dem anderen fortziehen, und die Zurückbleibenden isolieren sich voneinander in dem Gefühl vollkommener Verlassenheit. Äußerungen wie: „In zehn Jahren wird niemand mehr hier sein“ oder „Die Kleinen gehen alle zugrunde“ sind dafür charakteristisch.

Angesichts solcher Resignation ist es nicht verwunderlich, daß die Enquete feststellt, es fehle an der psychologischen Grundvoraussetzung für eine strukturelle Wandlung, an dem Willen nämlich und an dem Vermögen, die Gesamtsituation ins Auge zu fassen. Jede Schwierigkeit werde isoliert empfunden und mit einer völlig statischen Reaktion beantwortet. Man rufe nach billigeren Einkaufs- und höheren Verkaufspreisen, geringeren Abgaben und höheren sozialen Leistungen, nach Einzelmaßnahmen dieser oder jener Art, habe aber keine Ahnung, geschweige denn eine Konzeption von einer zusammenhängenden Agrarpolitik. Ein deutliches Beispiel dafür biete die Einstellung zur Frage der Flurbereinigung. Auch da, wo eine theoretische Einsicht in ihre Notwendigkeit vorhanden ist, findet man Gründe genug, um sich persönlich herauszuhalten. Man verlangt eine Verbesserung der Wege- und Wasserverhältnisse, ohne einzusehen, daß diese Probleme mit denen der Flurbereinigung in Zusammenhang stehen.

Nun gibt es allerdings auch fortschrittlich denkende Bauern, die diese Zusammenhänge sehen und sich eine Gesamtvorstellung von der Reform bilden, die nur erfolgreich sein könnte, wenn sie ein neues System der Bewirtschaftung herbeiführte. Fast ausschließlich sind diese Landwirte unter den Inhabern größerer Betriebe zu finden. Aber selbst unter ihnen sind sie vereinzelt und wissen nicht voneinander; sie bilden also keine sozial initiativ Gruppe. Das dürfte eine Feststellung dieser Enquete sein, die in ihrer Bedeutung weit über unsern konkreten Fall hinausgeht, sowohl weil sie das ganze französische Bauerntum angeht als auch weil sie keineswegs nur für wirtschaftliche Depressionen gilt.

Politische und religiöse Haltungen

Wie diese übrigens auf die politischen und religiösen Haltungen einwirken, das hat man in dieser Enquete zum Schluß ebenfalls untersucht. Das Interesse für die Politik ist schwach. Die Wahlbeteiligung ist von 1956 auf 1958 von 70% auf 60% gefallen. Soweit politisches Interesse vorhanden ist, tendiert es nach links. Auf religiösem Gebiet scheint ein ähnlicher Fatalismus zu bestehen. Der christliche Glaube hat sein Leben im Zusammenhang mit der Schaffung und Bewahrung einer sozialen Integration behauptet. Je mehr diese schwindet, um so mehr auch die Betätigung des Glaubens. Noch im Jahre 1938 betrug der Prozentsatz der Gläubigen, die zur Osterkommunion gingen, bei den Männern 23%, bei den Frauen 58%. Im Jahre 1953 war er auf 18,7%, bei den Frauen auf 50,7% gefallen.

Wichtiger als diese statistischen Zahlen sind die Antworten auf die Frage, warum man den Pfarrer im Dorf haben wolle; denn sie enthüllen an einem konkreten Beispiel die persönliche und nicht die traditionelle religiöse Einstellung. Die Antworten zeigen, daß der Pfarrer überwiegend als ein Teil des dörflichen Dekors, nicht aber als eine Persönlichkeit angesehen wird, die man religiös und geistig notwendig braucht. Der Pfarrer wird als ein Element der Tradition betrachtet und aus der unterschwellig Furcht ihres Schwindens geduldet und in gewissem Sinne geachtet. Er verkörpert den sozialen Konformismus. Bezeichnend für diese Einschätzung ist es, daß man von ihm vor allem menschliche Qualitäten fordert, aber auch, daß er sich „auf seine Angelegenheiten beschränke“ und sich nicht in die persönlichen Dinge der Gläubigen einmische. Vor allem habe er, wie es in einer Antwort sehr deutlich heißt, „die Zeremonien wahrzunehmen“; es sei nicht notwendig, daß er „unser religiöses Verhalten ändert“. Aber diese Identifizierung des Pfarrers mit der Struktur der überkommenen Gesellschaft wird immer wertloser, je mehr sich diese Gesellschaft zersetzt. Mit seinem gesellschaftlichen Prestige nimmt auch das persönliche ab. Die Kontakte mit ihm werden immer seltener; er gehört nirgendmehr hin. Er ist isoliert, wird an den Rand der alltäglichen Existenz gerückt und wirkt wie ein Relikt der Vergangenheit. Es ist nicht verwunderlich, daß auch die Geistlichen selbst Züge dieser Hoffnungslosigkeit an sich tragen.

Vernet-la-Varenne

Die zweite Untersuchung, mehr pastoralsoziologischer Natur als die erste, betrifft die kleine Region von Vernet-la-Varenne, die in derselben Gegend liegt und etwa dieselbe wirtschaftliche und soziale Struktur hat wie das Gebiet von Saint-Gervais. Deshalb kann unser Bericht

über diesen Teil der Untersuchung kurz hinweggehen. Doch soll bemerkt werden, daß es sich in diesem Fall nicht nur um eine wissenschaftliche Enquete handelt, sondern auch um eine Sammlung von dokumentarischem Material und von persönlichen Beobachtungen, die eine besondere Geschichte hat.

Im Jahre 1948 wurde die Seelsorge in diesen Dörfern einer Priestergemeinschaft übertragen, die das System der Lokalpfarreien ablöste. Diese Gemeinschaft stieß auf einen allgemein verbreiteten Defätismus und konnte zunächst mit der Bevölkerung keinen Kontakt finden. Daraufhin machten ihre Mitglieder sich ans Werk, alle Gelegenheiten zusammenzutragen, die für eine genauere Beurteilung der menschlichen und religiösen Situation von Wert schienen, und sie soziologisch zu verarbeiten. Hier liegt nun das Ergebnis vor uns.

Wenn unser Bericht die ökologischen, demographischen und sonstigen sozialstatistischen Unterlagen, die zu diesem Ergebnis geführt haben, übergeht, weil sie ungefähr dieselben sind wie diejenigen der ersten Enquete, dann macht er sich freilich einer Vereinfachung schuldig, die von den Soziologen übel aufgenommen werden könnte, weil sie um die Gefährlichkeit von Verallgemeinerungen wissen. Aber die Notwendigkeit einer Beschränkung zwingt zu der Bitte, das Original einzusehen, wenn man die hervorstechenden Eindrücke im einzelnen belegt haben möchte.

Zu diesen Eindrücken gehört wiederum an erster Stelle jene alles überschattende Stimmung der Resignation, die im Lob der vergangenen Zeiten ihren Ausdruck sucht. Man macht gar nicht erst den Versuch, sich der Gegenwart anzupassen, wenn man sich auch diese oder jene moderne Errungenschaft aneignet. Auch in bezug auf das religiöse und kirchliche Leben sagt man: „Ja, früher, da waren noch Leute in der Kirche“, betrachtet es aber, ohne sich über Gründe und Möglichkeiten Gedanken zu machen, als unabänderlich, daß immer weniger Leute da sind und da sein werden. Es fehlt ganz und gar an Dynamik.

Die Bauern fühlen sich einem Schicksal ausgeliefert, das sie nicht mehr glauben kontrollieren zu können, gegenüber dem sie sich vielmehr nur noch von einem Tag auf den andern behaupten. Sie führen ein punktuelles Leben, dem sie nur noch sozusagen im Traum einen Sinn abgewinnen. Sie haben zwar ein Gefühl dafür, daß sie, um sich wirklich eine Zukunft zu schaffen, geistiger Hilfsmittel bedürften, daß es nicht so sehr darauf ankommt, dies und das zu modernisieren, sondern das Ganze zu erneuern, daß Verantwortungsbewußtsein und Gemeinschaftssinn wichtiger wären als gemeinsames Schimpfen und Klagen über die Regierung, die Verhältnisse und Institutionen, verbunden mit kleinlich egoistischem, zuletzt aber doch unfruchtbarem Wunschenken und Interessenkampf. Aber dieses Gefühl ist noch hilflos und ratlos; es geht gerade um die Frage, ob und wie es zu ermöglichen wäre, den Menschen wieder zu einer sozialen und geistigen, womöglich religiösen Integration zu verhelfen.

Während wir hier die sozialen Ursachen, die diesen Zustand herbeigeführt haben, übergehen, geben wir wieder, was die Materialsammlung über die religiöse und politische Entwicklung aussagt.

Die religiöse Entwicklung

Die religiöse Entwicklung scheint nicht unwesentlich verbunden zu sein mit der Geschichte der Pfarrer, die hier ihres Amtes gewaltet haben. In Vernet, das um ein Bene-

diktiner-Priorat aus dem 10. Jahrhundert herum gewachsen ist, amtierte von 1803 bis 1852 ein Pfarrer Fayolle, der schon damals ein Wohltätigkeitsbüro gründete, um sich der Armen besser annehmen zu können. Sein Nachfolger Gourbaire kam aus dem Seminar von Saint-Sulpice und war bischöflicher Sekretär gewesen. Er gründete eine Schule, die er den Maristen anvertraute, sowie eine Mädchenschule, für die er Schwestern gewann. Diese Schwestern organisierten durch Mitglieder ihres Dritten Ordens auch in den einzelnen Weilern Unterricht für die Kinder. Das Andenken dieses Pfarrers steht in Ehren. Seine Nachfolger Margetan, Vaissou und Charreyre, die von 1875 bis 1907 ihres Amtes walteten, also in der für das katholische Frankreich schwersten Zeit, scheinen sich, wie es in der Enquete zusammenfassend heißt, mehr auf die Defensive und die Bewahrung des Glaubens eingestellt zu haben als auf die Aktion. Es ist ihnen nicht gelungen zu verhindern, daß die Alternative Rot oder Weiß, die politisch-sozialen Denkschemata der Radikalen und der Konservativen, zum beherrschenden Urteilsmaßstab für alle Fragen des sozialen Lebens, eingeschlossen die religiösen, wurden. Der Erfolg dieser Entwicklung in Vernet bestand darin, daß der Anteil der roten Stimmen von 1885 bis 1902 von 5% auf 88% anstieg. Die politische Spaltung zerriß das ganze Dorf, wobei die Kirche bewußtseinsmäßig in die Partei der Konservativen, der Dorfhonoratioren, eingereiht wurde. Dabei spielte die Methode des Schloßherrn von Vernet, politische Ziele mit religiösen Motiven zu fundieren, wie es heißt, eine Rolle. Auch andere Größen des Dorfes erweckten diesen Eindruck. In der Nachbargemeinde dagegen erhielt die Beliebtheit des Schloßherrn den Frieden im Dorf, und das erleichtert noch heute die apostolische Aktion.

1907 übernahm Pfarrer Lavigne das Pfarramt. Vom ersten Tage an widmete er sich der sozialen Frage. Er tat nicht nur das, was die Kirche von sich aus durch soziale Schulung und Initiative tun kann, er verbündete sich auch mit dem radikalen Bürgermeister und anderen Antiklerikalen zur Gründung einer Fabrik, die er 1914 tatsächlich einweihen konnte. „Die Gesamtheit der Initiativen des Pfarrers Lavigne lebt weiter, aber unter Verantwortung von Laien. In erster Linie haben Christen die Verantwortung in den Händen“, heißt es in unserm Dokument. Dann fährt es fort: „Von 1917 bis 1931 war Roche Pfarrer. Die Leute sagen: ‚Das war ein Mönch.‘ Sehr beschäftigt mit Fragen der ehelichen Moral, verfiel er der Lächerlichkeit und sah sich mit einem Spitznamen belegt. Die Männer entfernten sich von der Kirche. Die Rückkehr aus dem Kriege war ein verhängnisvolles Datum für die religiöse Betätigung der Männer.“ Sein Nachfolger von 1931 bis 1948 „war respektiert, hatte aber keinen Einfluß“. „1948 bei der Ankunft der Priestergemeinschaft in Vernet fanden die Priester in den leitenden Stellen Söhne der Männer, die Pfarrer Lavigne geformt hatte. Er war ein Erzieher gewesen, der die Leute in ihrem Lebensbereich genommen hatte, der einzige, den sie tatsächlich verstanden hatten.“

Ihm ist es also zu danken, daß in Vernet ein Ansatzpunkt für das Werk der Integration vorhanden war, das im Jahre 1948 begonnen wurde. Weniger befriedigend ist die Erinnerung an die 22 Pfarrer der Randgemeinden in diesem Zeitraum. Mit Ausnahme von dreien sind über sie unangenehme oder gar verletzende Anekdoten im Umlauf. Es läßt sich zwar nicht mehr ergründen, worauf diese be-

ruhen; doch ist der Unterschied zwischen Vernet selbst und diesen Randgemeinden auffällig. Eine Folgerung aber zieht die Enquete in sehr entschiedener Sprache: Der Fortbestand des kanonischen Pfarrsystems in ökonomisch und demographisch verarmten Gebieten war ein schwerer Fehler. Die Kirche, weit davon entfernt, ein Band des Zusammenhaltes in diesen zerbröckelnden Gemeinden zu sein, erschien als Repräsentation einer abgelaufenen Vergangenheit. Einer dieser Pfarrer hat vor seinem Tode gesagt: „Ich habe in meiner Pfarrei den Glauben sterben sehen, indem ich meine Aufgaben erfüllte, wie man es mich gelehrt hatte.“

Die religiöse Praxis

In Zahlen ausgedrückt, bietet die Beteiligung der Gläubigen am kirchlichen Leben folgendes Bild: In Vernet besuchen die Sonntagsmesse 12% der Jungen und 54% der Mädchen im Alter von 14 bis 21 Jahren. Zwischen 20 und 40 kommen 6% der Männer und 17% der Frauen, zwischen 40 und 60 sogar nur 2% bzw. 16%. Dann steigt die Beteiligung wieder auf 4% bzw. 26%. Zur österlichen Kommunion gehen 35% der Jungen und 66% der Mädchen, 20% der Männer und 50% der Frauen zwischen 20 und 40, 11,5% der Männer und 46,5% der Frauen zwischen 40 und 60, 17,5% bzw. 59% der Älteren. In den Randgemeinden liegen die Zahlen im allgemeinen niedriger.

Bezeichnend für den Geist der religiösen Praxis ist folgende Bemerkung: „Für alle ist Ostern das größte Fest des Jahres, aber in Wirklichkeit zieht Ostern weniger Menschen an als der Palmsonntag.“ Wenn man am Palmsonntag in der Kirche war, erübrigt sich die Osterkommunion. Für viele Osterkommunikanten aber bedeutet die Erfüllung der Osterpflicht einen fast des Sinnes entleerten Akt. Sie ist ein Ritus, der oft auf familiärer Tradition beruht. Dieser Ritus hat aber für viele doch immerhin die Bedeutung, daß sie mit der Kirche in einer gewissen Verbindung bleiben. Sie wollen nicht bigott sein und jeden Sonntag zur Kirche gehen, aber sie wollen auch nicht die christlichen Feste verachten. Der Palmsonntag gilt, nicht ganz ohne Aberglauben, als ein sehr großes Fest. Am Karfreitag würde niemand Fleisch essen. Maria Himmelfahrt ist sehr populär. An Allerheiligen gedenkt man vor allem der Verstorbenen. Da gehen selbst Leute zur Kirche, die sich nicht einmal durch das Osterfest rühren lassen, freilich in einer Gegend, in der einst das Apostolat des Gebetes für die Toten besonders intensiv war. Würde man aber danach fragen, was die Leute von der Allerseelen-Andacht halten, dann würde sich zeigen, daß sie nur der Erinnerung an die Verstorbenen dient. Diese Feststellung kann für das ganze religiöse Verhalten in analoger Form gelten. Wenn man am Sonntag zur Messe geht, spielt das Kultmysterium bewußtseinsmäßig kaum eine Rolle, das Pflichtbewußtsein eine nicht viel größere. Man kommt, weil Sonntag ist. Unter diesen Umständen haben sich die Priester von Vernet die Frage gestellt, ob der Aufruf zur unbedingten Teilnahme am Sonntagsgottesdienst der richtige Ansatzpunkt ihrer missionarischen Bemühungen sei. Sie waren im Zweifel, ob es nicht der Situation mehr entsprechen würde, den Versuch zur Weckung der Gottes- und Nächstenliebe zu machen. Zugleich bemühten sie sich, den Sonntag mit den bereitwilligen Menschen im ganzen zu gestalten, besonders am Nachmittag, und sich nicht zu sehr auf die Macht der Liturgie zu verlassen.

Die religiöse Grundhaltung

Für die Grundeinstellung der öffentlichen Meinung gegenüber den Priestern, die nach Vernet kamen, gibt es vielleicht keinen treffenderen Ausdruck als die Bemerkung eines Einwohners: „Wenn Sie Erfolg haben wollen, sprechen Sie nicht von Religion.“ Der Priester und die Sache, die er vertritt, haben keinen Kredit. Diese Kreditverweigerung vollzieht sich aber in höflichen Formen. Man respektiert den Priester, wenigstens solange er nicht mit Forderungen kommt, als einen Mann, der sein Metier besorgt. Die Formel, unter der man mit ihm verkehrt, lautet: Wir sind gläubig, aber wir praktizieren nicht. Die Religion ist aber für die Kinder durchaus von Vorteil. Sie müssen ein bißchen das Fürchten lernen.

Die Religion und Kirche der Leute sind nicht dieselbe wie die Religion und Kirche der Priester. So wie diese es wünschen, empfinden die Menschen nicht, und es wäre zwecklos, unter diesen Voraussetzungen eine direkte Mission zu inszenieren. Es stecken sehr viele offene und verkappte religiöse oder von der Religion herkommende Wertungen in den Menschen, aber wollte man das auf eine Formel bringen, was sie an Religion haben, so könnte diese Formel nur lauten: Wir wollen uns Gottes bedienen. Das heißt, wir wollen mittels der Religion uns nach oben hin versichern, hier in der Gegenwart aber unser Prestige betonen und die sozialen Konventionen einhalten. Auch die moralischen Wertungen der öffentlichen Meinung in Vernet werden ganz konformistisch vollzogen und ausgedrückt. Und wie das moralische Element der Religion vom Konformismus, so ist der Glaube vom Aberglauben durchsetzt. Die Beichte betrachtet man so ähnlich wie die Konsultation eines Arztes, in den man nicht übermäßig viel Vertrauen setzt, den man aber für alle Fälle doch zu Rate zieht, um nichts versäumt zu haben. Ähnlich steht es mit der Taufe: „Man kann jetzt ruhig sein.“ So oder so kann dem Kinde nichts passieren.

Die Existenz Gottes wird als möglich angesehen, doch ist es die Grundstimmung, daß man darüber nichts weiß und nichts Sicheres sagen kann. Die Erwähnung der Güte Gottes und der Weisheit seiner Ordnung würde in diesem armen und fatalistischen Lande wohl nur ein Lächeln hervorrufen. Ähnlich steht es mit dem Glauben an die Realität des Teufels. Die Vorstellungen, die man sich von ihm macht, haben viel Ähnlichkeit mit der primitiven Furcht vor Schadensgeistern.

Gott und die Kirche werden häufig scharf voneinander unterschieden: Gott ist für alle da, die Kirche aber ist das Geschäft der Pfarrer, das seinen Nutzen für die anderen Menschen nur als Bestandteil der sozialen Konvention erweist. Der Priester in seinem eigentlichen Anliegen wird nicht verstanden, wenn es auch zuviel gesagt wäre, daß die Leute ohne Ernst von seinen Diensten Gebrauch machen. Aber sie tun es bestenfalls in einem ernstesten Formalismus. Zur Frage der Firmung erklärte eine Frau: „Der Heilige Geist, das ist zu kompliziert.“ Man läßt sich mit den anderen zum offiziellen Termin firmen. Ist aber der Termin aus irgendeinem Grunde verstrichen, würde man die Firmung nie nachholen. „Es scheint, daß die Firmung in der Mentalität der Menschen keine Stütze hat.“ Zur Kommunion gehen, das bedeutet, daß man mit der Erfüllung seiner religiösen Pflichten bis zum Äußersten gegangen ist. Im Jahr der Erstkommunion gehen die Kin-

der am Fest Mariä Himmelfahrt nicht mehr zum Tisch des Herrn, weil sie „damit fertig sind“. Die Katechismuszeit ist abgeschlossen. Die Hochzeit steht unter dem Kreuz, mit den vorehelichen Beziehungen ins reine zu kommen. Da man „Ostern vor dem Palmsonntag gemacht hat, will man seine Pflicht tun und wieder alles in Ordnung bringen“. Der Ansatzpunkt der Pastoral wird darin gesehen, daß man den Menschen den Wert der menschlichen Liebe zu Bewußtsein bringt.

Der Begriff Sünde ist den Leuten fremd. „Sünde“, das ist ein Schreckgespenst für die Kinder und eine Redensart der Pfarrer. Im übrigen wird dieser Begriff ersetzt durch das „was man nicht tut“, weil sich das nicht gehört. Ein guter Mensch, das ist derjenige, der geschätzt zu werden verdient, und dafür ist in erster Linie der Arbeitserfolg entscheidend. Die größte Sünde ist der Diebstahl; er ist gleichbedeutend mit Unrecht schlechthin. Wer nicht gestohlen hat, kann den Kopf hoch tragen; er hat kein Unrecht getan.

So besteht also die Religiosität dieser Menschen darin, daß sie Pflichten erfüllen, um Gott oder wem immer nichts schuldig zu bleiben und der Kontrolle des Pfarrers als des Garanten der Konvention zu genügen.

Um in diesen religiösen Eispalast einzubrechen, haben die Priester von Vernet geglaubt, von der Liebe als der zentralen und verständlichsten Form der Erweckung zu Christus wieder ausgehen zu müssen. Sie erinnerten sich dabei an das Beispiel der Pfarrer Fayolle, Gourbaire und Lavigne, die ihren Pfarrangehörigen menschlich halfen und sie dadurch ansprechbar auch für ihr eigentliches Anliegen zu machen verstanden.

Auf Grund ihrer Studien über die Geschichte und die gegenwärtige Struktur ihres Bezirks entschlossen sie sich zur Zusammenarbeit mit den laizistisch gesonnenen Behörden, zur Anregung agrartechnischer Neuerungen, wofür sie sogar einen der Ihrigen besonders ausbilden ließen, zum Einsatz der kirchlichen Standesgruppen für Angelegenheiten des Gemeinwohls, zur Gründung einer Lokalzeitung und zur Einstellung der in der Region tätigen Ordensschwester auf die diesen nicht gewohnte indirekte Weise des Apostolates.

In der Seelsorge selbst konzentrierten sie die Arbeit. So wurde der Gottesdienst der einstmaligen elf Pfarrkirchen auf vier zusammengezogen, andererseits aber im Gottesdienst wie im Religionsunterricht, der ja in Frankreich auf den freien Donnerstag fällt, versucht, eine neue, Gemeinschaft weckende Form zu finden. Man versuchte also über eine stärkere soziale Integration der Bevölkerung allmählich auch zu einer religiösen vorzudringen und andererseits das religiös-kirchliche Leben aus erstarrten Formen zu lösen und dem menschlichen persönlichen und gemeinschaftlichen Erleben näherzubringen.

Wenn man von einem Anfangserfolg dieser Bemühungen sprechen darf, so zeigt er sich darin, daß die Priester mehr als früher zu Kranken und Sterbenden gerufen werden, weniger greifbar auch darin, daß die Menschen allmählich den Zusammenhang der ökonomischen und sozialen Probleme mit geistigen und religiösen zu erfassen beginnen, also in gewissen Anzeichen eines neu auflebenden Humanismus, der sich hie und da schon wieder als Anknüpfungspunkt für ein neues Verständnis des christlichen Glaubens erweist.

Die Methode dieser Mission knüpft bewußt nicht an das Vorbild an, daß den Volksmissionen in christlichen Län-

dern zugrunde liegt und auch in manchen äußeren Missionen angewendet wird: die religiösen Impulse in den Menschen direkt zu erwecken; denn das hieße hier versuchen, ein Feuer anzufachen, wo nur noch Asche vorhanden ist. Sie greift vielmehr auf jenes ältere missionarische

Modell zurück, das die Mönche des Mittelalters erprobt haben und das versucht, durch eine allmähliche Erneuerung der natürlichen Lebensgrundlagen den Boden für die Gnade zu bereiten. Das ist sicherlich ein Exempel, das verdient, beobachtet zu werden.

Aus der Ökumene

Die ökumenische Mobilmachung

Von der 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen

Seit langem war es vereinbart, daß die 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen mit ihren 600 Delegierten im Missionsgebiet Asiens tagen solle, nachdem die Gründungsversammlung 1948 in Amsterdam auf dem Boden der „alten“ Kirchen in Europa und die 2. Vollversammlung 1954 im Bereich der amerikanischen Freikirchen in Evanston bei Chicago versammelt war. Und seit Evanston stand es fest, daß der Weltrat sein Auftreten vor den Weltreligionen Asiens bei einer verschwindenden Minderheit von wenig geschätzten Christen nicht mit dogmatischen Problemen oder gar Meinungsverschiedenheiten belasten dürfe, sondern daß er mit einer missionarischen Haltung und Verkündigung aufzuwarten habe. Erst war an Ceylon gedacht worden, dann wurde wegen der dort herrschenden politischen Schwierigkeiten die Hauptstadt Indiens, Neu-Delhi, gewählt. Aber niemand konnte damals voraussehen, welche großartige und problemgeladene Erweiterung der Weltrat gerade hier in der ernstesten weltpolitischen Spannung erfahren werde, und erst recht war nicht vorzusehen, daß seine Tagung zwischen zwei säkulare Veranstaltungen geraten werde, die das indische Volk mehr interessierten als die ziemlich sich selbst überlassene Konzentration fast der gesamten nicht-römisch-katholischen Christenheit, nämlich die internationale Industrieausstellung und die Parodie des Menschensohnes, der in den Wolken des Himmels erscheinen wird, in Gestalt des Weltraumfahrers Gagarin.

In diesem ersten Bericht, der sich noch nicht auf die volle Kenntnis der Originaldokumente stützen kann, denn die am 19. November 1961 von Bischof Dibelius eröffnete Tagung wurde erst am 6. Dezember von Kirchenpräsident Niemöller geschlossen, soll nur der Rahmen abgesteckt werden für die später zu berichtenden theologischen Ergebnisse. Wir folgen dabei einem lehrreichen Wink, den der nochmals wiedergewählte Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft ein Jahr zuvor in St. Andrews an die katholische Adresse gegeben hatte, daß nämlich „die lebendige Tradition“ des Weltrates wichtiger sei als bestimmte theologische Formeln, die man in der Kommission Faith and Order findet.

Eine gelungene Organisation

Es sind zunächst einige große Ereignisse zu verzeichnen, die den Weltrat in seiner Struktur verändert und teilweise auch vollendet haben. Sie werden als die großen Taten der 3. Vollversammlung in die Kirchengeschichte eingehen. Als erstes wurde die seit drei Jahren geplante Integration des Internationalen Missionsrates in den Weltrat der Kirchen beschlossen. Seine 25 Delegierten, die nicht Kirchen, sondern Missionsgesellschaften und Natio-

nale Christenräte vertreten, nahmen sogleich ihre Plätze ein, ehe die Prozedur fortgesetzt wurde. Damit ist auch die neue Verfassung mit der starken und selbständigen neuen Abteilung „für Weltmission und Evangelisation“ in Kraft getreten (vgl. dazu die Berichte in Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 509—512, und 15. Jhg., S. 183). Es trifft sicher zu, was der Initiator dieses Planes, der bisherige Sekretär des Internationalen Missionsrates und Mitbegründer der Kirche von Südindien, Bischof Leslie Newbigin, sagte, daß nunmehr der Weltrat selbst und alle seine Mitgliedskirchen sich mehr ihrer missionarischen Verantwortung bewußt werden würden. Das bedeutet in seiner gedankenreichen theologischen Sprache: daß die getrennten Kirchen mehr als bisher lernen sollten, in die künftige Einheit hineinzusterben. So versteht Newbigin die von ihm geforderte geistige Integration, die folgen müsse.

Der nächste epochemachende Akt dieser, wie Dr. 't Hooft erklärte, „ökumenischen Mobilmachung“ war die Aufnahme von 23 neuen Mitgliedern in den Weltrat, der damit auf 198 Gemeinschaften angewachsen ist. Zu den Neuankömmlingen zählen viele kleine und kleinste Gemeinschaften, darunter auch zwei Gruppen der enthusiastischen und undogmatischen „Pfingstbewegung“ aus Chile, deren Generalsekretär schon in St. Andrews von sich reden machte durch die Mitteilung, daß die gesamte Pfingstbewegung über 10 Millionen Seelen zähle (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 427). Vor allem aber wurden die Russisch-orthodoxe Kirche, die Bulgarisch-orthodoxe Kirche, die Rumänisch-orthodoxe Kirche und die Orthodoxe Kirche von Polen aufgenommen, die erstere mit nur drei Nein-Stimmen bei vier Enthaltungen. Diese glatte Aufnahme bedeutet indessen nicht, daß ihre Problematik übersehen worden ist (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 88 f.). Über diese Frage wird noch gesondert berichtet. Immerhin konnten die Orthodoxen aus dem Ost-raum sofort ihre vorgesehenen Plätze einnehmen, die Russen mit 16 Delegierten.

Was schon für die Gründungsversammlung geplant war, ist nunmehr unter neuen weltpolitischen Konstellationen gelungen, und der Weltrat hat damit endgültig aufgehört, eine Vereinigung vorwiegend des Weltprotestantismus zu sein. Er wollte dieses Stigma immer vermeiden, weil er seine ökumenische Ausrichtung sehr ernst nimmt, aber gewisse theologische Linienführungen seit Evanston ließen vermuten, daß sich die protestantische Initiative angesichts der dogmatischen Zurückhaltung der Orthodoxen im ganzen durchsetzen könnte. Diese Entwicklung ist durch den Konzilsplan des Papstes wohl endgültig verhindert worden, es sei denn, die gesamte Orthodoxie würde in den keineswegs gedrosselten missionarischen und unionistischen Tendenzen eine nicht mehr tragbare Belastung sehen. Davon kann auf weite Sicht kaum die Rede sein.